

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 7

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

HEIMHOLUNG EINER DEUTSCHEN DICHTERIN

(Zu der Neuausgabe der Werke von Else Lasker-Schüler)

Unter dem Titel *«Dichtungen und Dokumente»* ist vor kurzem im Kösel-Verlag zu München ein stattlicher, mit drei Zeichnungen, drei Photographien und einer Handschriftprobe der Dichterin illustrierter Band erschienen, der auf rund 600 Seiten nicht nur das Gedicht- und Prosawerk von Else Lasker-Schüler (geboren am 11. Februar 1876 zu Elberfeld, gestorben am 22. Januar 1945 zu Jerusalem), in großzügiger Auswahl und ihre beiden Schauspiele (*«Die Wupper»* und *«Arthur Aronymus und seine Väter»*) vollständig wiedergibt, sondern auch durch Briefauszüge und andere dokumentarische Äußerungen das menschliche Wesen der Dichterin dem Leser zu voller geistiger Anschauung bringt. Auswahl und Herausgabe wurde von *Ernst Ginsberg*, dem bekannten Zürcher Schauspieler, auf Grund genauester Kenntnis der Persönlichkeit und des Gesamtwerkes der Lasker-Schüler mit innigster Einfühlung besorgt. Im Mittelpunkt seines pietätvollen Nachwortes steht die Erinnerung an die Uraufführung des *«Arthur Aronymus»* im Zürcher Schauspielhaus im Dezember 1936.

Wenn schon der Herausgeber gleich zu Beginn seines Nachwortes erklärt, ein solches erübrige sich fast angesichts der illustren Geister, die sich im letzten Abschnitt des Buches zu *«Zeugnis und Erinnerung»* zusammengefunden haben, so kann dies der Rezensent mit noch größerer Berechtigung von seiner Rezension behaupten. Nur eine lange Reihe umfangreicher Zitate könnte einen mit der Gestalt der Dichterin noch Unvertrauten die geistige und persönliche Fülle, aus der sie schöpfte, näherbringen, und die sprachliche Vollendung erweisen, die sie in ihren gültigsten Gebilden erreichte. Es sei daher hier zunächst nur aus *«Zeugnis und Erinnerung»* ein kleines Triptychon zusammengestellt, das Existenz und Wirkung der Dichterin im höchsten, überzeitlichen Sinne widerspiegelt:

*Die stärkste und unwegsamste lyrische Erscheinung
des modernen Deutschland*

Else Lasker-Schüler, deren ganzes Dichten eigentlich in dem Reim bestand, den ein Herz aus Schmerz gesogen hatte, ist aber auch der wahre Expressionist aller in der Natur vorhandenen Formen, welche durch andere zu ersetzen jene falschen Expressionisten am Werk sind, die zum Mißlingen des Ausdrucks leider die Korruption des Sprachmittels für unerlässlich halten. Trotz einer Stofflichkeit unter Sonne, Mond und Sternen (und mancher Beiläufigkeit, die solches Ausschwärmen begleitet), ist ihr Schaffen wahrhaft neue lyrische Schöpfung; als solche, trotz dem Sinnenfälligen, völlig unwegsam dem Zeitverstand... Nicht oft genug kann diese taubstumme Zeit, die die wahren Originale begrinst, durch einen Hinweis auf Else Lasker-Schüler gereizt werden, die stärkste und unwegsamste lyrische Erscheinung des modernen Deutschland...

Karl Kraus (1927 und 1910)

Einmaligkeit der Erscheinung

...die Einmaligkeit dieser Erscheinung ist natürlich nicht voll zu erfassen von ihrem meteorhaft pfauchenden Durchfahren der menschlichen Gesellschaft her, so wichtig auch jede ihrer Gebärden war. Denn jede zeigte an, daß sie mit ihrem Leben, ihrer Seele, mit der Sprache alles wagte und in jedem Augenblick alles aufs Spiel setzte. «Mich hat niemand lieb», steht in einem Gedicht; jeder Tag schien das hundertfach zu widerlegen, aber im Sinne dessen, was sie unter Liebe verstand, hatte sie recht, denn das war auf menschlicher Ebene nicht zu leisten. Sie taumelte über diese Erde, weil sie von Gott geschlagen war und alle Gleichgewichte vor ihr nicht mehr stimmten. Aber damit waren auch alle Quellen ihrer Sprache angeschlagen und strömten, wild und dann wieder mit sulamithischer Süße, in einem Strom, dessen Fläche vom Innern her Bilder in die Welt spiegelte, nicht die der Welt empfing...

Max Rychner (1950)

Religiöse Bedeutung

...Sehen wir also zu, daß wir über den offenbaren Sprachwundern dieser armselig und doch stolz ihren Reichtum an Geist und Phantasie verschenkenden Apostrophen, wie sie die Lasker-Schüler, immer wach und versonnen zugleich, geliebten Menschen einer bald nah-, bald fernegerückten Umwelt zu widmen pflegte, den spirituellen Tiefgang ihrer Dichtkunst nicht unterschätzen. Verschließen wir unser Ohr nicht dem unüberhörbaren Weiheklang dieses «blauen Klaviers», das auch zerstört und verstummt den Adel eines Instrumentes bewahrt, in welchem die Flügelstimme des Hohen Liedes noch ein Asylrecht hatte und eine späte Zuflucht fand. Dann werden wir erstaunt die lebendige Seele dieses hinübergeretteten Saitenspiels vernehmen, ihr lange nachlauschen und am Ende verstehen, warum sie noch im Abschied von dieser unerlösten Welt dem Schutzengel ihres Heimgangs zu sagen scheint: Siehe, auch ich bin eine Magd des Herrn! Ludwig von Ficker (1950)

Zur Kennzeichnung der besonderen Intentionen des Herausgebers und der Art seiner Editionsarbeit seien hier noch zwei Absätze aus dem Nachworte Ernst Ginsbergs wiedergegeben:

«...Es war die verantwortungsschwere Aufgabe des Herausgebers, nicht nur aus der Fülle des umfangreichen Werkes die wesentliche Auswahl zu treffen, sondern darüber hinaus nach bestem Gewissen das Unzerstörte vom Zerstörten zu sondern. Er ging dabei so vor, daß er lieber gelegentlich ein schwächeres Gedicht oder Prosastück nur um einzelner bedeutsamer Verse, einzelner ergreifender Sätze willen aufnahm, als daß er sich eine allzu starre richterliche Haltung angemaßt hätte. Die Gestalt der Dichterin ist zu ungewöhnlich und der Anlaß ihrer Heimholung nach Deutschland zu groß und wohl auch für lange Zeit zu verpflichtend, als daß eine subjektive, engherzige Auswahl zu verantworten gewesen wäre.

...Vergebens wird man bei dieser edlen Erscheinung der literarischen Emigration Worte des Hasses suchen. Else Lasker-Schüler begriff nicht, was ihr geschah. Sie reagierte ‚in dieser so furchtbaren, entehrenden Zeit‘, wie sie einmal schrieb, auf das, was ihr widerfuhr, nicht mit Haß- und Rached Gedanken, sondern mit dem fassungslosen Schmerz einer tödlich verwundeten Liebe. Bis zuletzt hat die Sehnsucht nach Deutschland sie nicht verlassen. Ihr 1945 in Jerusalem erschienener letzter Gedichtband ‚Mein blaues Klavier‘ trägt die Widmung: ‚Meinen unvergeßlichen Freunden und Freun-

dinnen in den Städten Deutschlands. Und denen, die wie ich vertrieben und nun zerstreut in der Welt, in Treue! — ...Else Lasker-Schülers sterbliche Reste ruhen am Oelberg. Möge ihr Werk in Deutschland, dem Land ihrer Geburt und ihrer Sprache, auferstehen!»

Solcher Auferstehung dient die großartige Herausgeber-Leistung Ernst Ginsbergs, die Else Lasker-Schüler wieder jenem Bereich zuführte, dem sie von Anbeginn zugehörte und in dem sie, wenn auch manchmal in fremdartiger Gestalt, die Werke schuf, die sie als die bedeutendste Dichterin erscheinen lassen, die Deutschland seit der Droste besaß.

Willi Reich

«WISSENSCHAFT UND MODERNE WELT»

Betrachtungen zu einem der Hauptwerke des englischen Philosophen

Alfred North Whitehead

Einer der gewichtigsten Versuche, den umwälzenden Erkenntnissen der modernen Wissenschaften philosophisch gerecht zu werden, ist das metaphysische System des englischen Denkers Alfred North Whitehead.

Ursprünglich Mathematiker, Professor für Physik und angewandte Mathematik, hat A. N. Whitehead im Laufe einer umfassenden geistigen Entwicklung sich immer mehr der Philosophie zugewandt¹ und hat eines der aktuellsten Systeme der Metaphysik unserer Zeit entwickelt, welches, wie R. Metz, der feinsinnige Kenner moderner englischer Philosophie, sich ausdrückt, «an Kühnheit der Spekulation, an Tiefe der Einsichten, an Fülle des Geschauten, an Weite der geistigen Bildung fast alles übertrifft, was die gesamte britische Philosophie bis dahin hervorgebracht hat».

Whitehead ist wesentlich Metaphysiker. Unter Metaphysik versteht er ein System von Ordnungen, das der Möglichkeit nach alle realen Bezüge der Wirklichkeit enthält. Denn das Ideal der Philosophie — die ihm mit Metaphysik weitgehend identisch ist — ist «das Auffinden eines allgemeinen Prinzips, welches alles, was uns durch unser Erkennen, unsere Sinne und unser Gefühl gegeben ist, nach genauen innern Beziehungen zu ordnen vermag. Dieses hochgesteckte Ideal ist die bewegende Kraft des philosophischen Forschens.» — Eine

¹ Diese Entwicklung spiegelt sich in seinen äußern Lebensdaten: A. N. Whitehead ist 1861 in Ramsgate (England) geboren. «Sein Lebenslauf ist für einen Philosophen höchst eigenartig. Nach Abschluß seiner Ausbildung in Cambridge, wo er hauptsächlich Mathematik studierte, lehrte er während dreißig Jahren Geometrie und Mechanik. 1911 wurde er als Fünfzigjähriger zum *reader* dieser Fächer an dem University College in London ernannt; von 1914 bis 1924 lehrte er als Professor der angewandten Mathematik am Imperial College in London. Erst 1924, als Dreiundsechzigjähriger, wurde er Professor der Philosophie in Harvard.

In seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen unterscheiden sich deutlich drei Perioden. Von 1898 an gab er zunächst Arbeiten über mathematische Logik heraus, die 1911 bis 1913 durch das monumentale, in Zusammenarbeit mit Russell entstandene Werk *Principia mathematica* gekrönt wurde. In der Folge beschäftigte er sich besonders mit Physik und veröffentlichte mehrere bedeutende Schriften über Physikphilosophie. Mit dem 1926 erschienenen Werk *Science and the modern World* trat er schließlich als Metaphysiker hervor.» (I. M. Bochenski: «Europäische Philosophie der Gegenwart», p. 216.) A. N. Whitehead starb am 30. Dezember 1947. Der Sechsendachtzigjährige, der in England und Amerika zu höchsten Ehren gelangt war, hinterließ ein außergewöhnliches Werk, das beinahe alle Zweige moderner Erkenntnis und Kultur berührt.

solche Metaphysik setzt Mathematik voraus, weil Mathematik die allgemeinste Wissenschaft von Ordnungen und Strukturen ist. Aus dieser Grundposition des Denkens Whiteheads ergibt sich unmittelbar auch der Inhalt seiner Philosophie, seiner Metaphysik. Whitehead fragt nach Bezügen. Gleichzeitig muß er nach den Elementen des Realen fragen, die zueinander in unendlichem Bezug stehen können. Diese Monaden der Wirklichkeit findet er in den «Ereignissen». So wird seine Philosophie eine Monadologie der Ereignisse, welche sehr eng mit der Monadologie des Leibniz, die ja auch aus dem Geiste der Mathematik geboren wurde, verwandt ist.

Die Analyse der Monade «Ereignis» führt zu einem weiteren Grundelement der Philosophie Whiteheads: zum Prozeß. Das Ereignis ist im Werden. Das Ereignis ist nicht eine statische Gegebenheit, kein Ding, sondern wesentlich ein Prozeß. Und die Gesamtheit dieser Prozesse führt hin zu einer *organischen Kosmologie*.

Was nun aber modern ist bei Whitehead ist dies: Die Monade von Leibniz ist ein reiner metaphysischer Punkt, eine äußerste Abstraktion. Die Monade Whiteheads, das «Ereignis», ist ein Punkt des realen Raum-Zeit-Kontinuums, wie er im modernen physikalischen Weltbild existiert.

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, daß dieses so außergewöhnliche Denken des großen englischen Metaphysikers auf dem europäischen Festland so gut wie unbekannt geblieben ist. «Wissenschaft und moderne Welt» ist bis jetzt die einzige größere Schrift A. N. Whiteheads, die in deutscher Sprache erschien².

Von dem philosophischen Hauptwerk Whiteheads, der Triologie: «Science and the modern World», «Process und Reality», «Adventures of Ideas» — ist dieses erste wohl das am leichtesten zugängliche; es führt auch mitten in die Problematik des Whiteheadschen Denkens hinein.

Außerlich betrachtet eine kulturhistorische Studie über die Inhalte und Wandlungen der kosmologischen Systeme der letzten drei Jahrhunderte, meint es jedoch viel mehr. Es enthält *in nuce* alle Positionen des Whiteheadschen Denkens.

Thema ist der Bezug zwischen Wissenschaft und Philosophie. Eigentlich ist es aber die Selbstbesinnung des Wissenschaftlers, der sich — die Wissenschaften transzendierend — der Philosophie zuwendet. In «Wissenschaft und moderne Welt» geht Whitehead gleichsam den Ursprüngen seines Denkens nach, um dann im Moment, wo diese klar geworden sind, sein eigenes kosmologisches System in kurzen Strichen zu umreißen.

Die Linie des Denkens, die zu Whitehead hinführt, ist die der abendländischen Naturphilosophie. Von Pythagoras über die Philosophie der Renaissance und des 17. Jahrhunderts zur Gegenwart. Es ist die Linie jener Denker, die aus dem engsten Bezug zur forschenden Wissenschaft den Mut hatten zur Synthese, zum umfassenden System, zur kosmologischen Spekulation — zur begründenden Metaphysik. — Es ist die Linie des Realismus — nicht im Sinne eines leeren Positivismus, sondern im Sinne eines wesentlich konstruktiven Denkens, aufbauend auf möglichst exakter Erkenntnis des Realen. Ein Denken, dessen Spekulation auf dem strengen Geiste der Mathematik gründet. Keine Spekulation aus der Verführung durch das Wort.

In «Wissenschaft und moderne Welt» enthalten die beiden Kapitel «Abstraktion» und «Gott» die eigentlichen Grundlagen der Metaphysik Whiteheads. Sie sind weitaus die gewichtigsten, auch wenn der Autor dem

² A. N. Whitehead: «Wissenschaft und moderne Welt», herausgegeben in der Sammlung «Erkenntnis und Leben» von W. R. Corti, mit einer Einleitung von Leopold Deuel; Morgarten Verlag Zürich, 1949.

philosophisch weniger interessierten Leser liebenswürdig gestattet, sie zu überspringen. Denn das Thema des Buches ist ja, «einige Aspekte der abendländischen Kultur der drei letzten Jahrhunderte, soweit sie von der wissenschaftlichen Entwicklung beeinflusst wurde, zu untersuchen».

Zwar wird schon in dieser Kritik der Kosmologien mancher Gedanke sichtbar, der in engstem Bezug zum System der Philosophie Whiteheads gehört. Insbesondere dort, wo er sich mit dem Wesen der Mathematik und dort, wo er sich mit den Erkenntnissen der modernen Physik auseinandersetzt. Dort nämlich, wo er die allgemeinen Konsequenzen der Relativitäts- und der Quantentheorie entwickelt. Und in seiner Kritik am Raum-Zeit-Problem — einer Kritik von brennender Aktualität! — und der daraus sich ergebenden Kritik des Materialismus. Denn kaum ein Denker unserer Zeit hat die Theorie des Materialismus konsequenter widerlegt als Whitehead. So ist auch «das letzte Ziel dieser ganzen Darstellung die radikale Auflösung der bequemen Schemata des wissenschaftlichen Materialismus, der die drei hier behandelten Jahrhunderte beherrscht hat».

Aber die Kritik Whiteheads ist keine bloß negierende. An Stelle des abgelehnten Weltbildes stellt er ein eigenes metaphysisches System, seine eigene Kosmologie. «In diesem andern System wird der Begriff der Materie als Grundlage durch den Begriff der organischen Synthese abgelöst.»

Den Hintergrund dieser Metaphysik bildet eine Dialektik von Endlichkeit und Unendlichkeit. Das Verstehen dieser Dialektik ist eines der wesentlichsten Momente in der Philosophie Whiteheads. «Der Begriff *Verstehen* verlangt, daß wir irgendwie begreifen, wie die Endlichkeit der Dinge das Unendliche zur Vorbedingung hat und wie umgekehrt das Unendliche erst aus dem Endlichen einen Sinn erhält. Die Suche nach einem solchen Verständnis ist das, was wir Philosophie nennen.» Aus der Einsicht in diese Dialektik von Endlichkeit und Unendlichkeit entspringt die philosophische Erkenntnis. Denn «das Begreifen des Geschehens erfordert eine Beziehung zur Idealität». Diese Idealität ist die im abstrakten metaphysischen Schema formulierte Welt der «ewigen Objekte». Diese Welt der «ewigen Objekte» steht als Gesamtheit aller Möglichkeiten realer Verwirklichung in engstem Bezug zum raum-zeitlichen Kontinuum und damit zur Realität. — Hier wird die Nähe Platos spürbar. — Wesentlich eignet diesen «ewigen Objekten» — wie auch allen Elementen der Realität — eine durchgehende Bezogenheit. Und damit befinden wir uns — wie wir oben schon antönten — unmittelbar in einem der Leibnizschen Monadologie aufs engste verwandten Denken. In der Tat ist die Philosophie Whiteheads ohne Leibniz wohl kaum verständlich. Daß beide schöpferische Mathematiker waren, scheint kein Zufall zu sein. Struktur, gegenseitige Bezogenheit, Funktion sind dem Mathematiker so grundlegende Begriffe, daß eine aus dem Geiste der Mathematik geborene Metaphysik beinahe notwendigerweise auf diesen Anschauungen gründen muß. Und auf den Ideen des ersten Mathematiker-Philosophen: Pythagoras!

Das erste Kapitel der Metaphysik Whiteheads ist noch weitgehend statisch, durchaus verwandt der platonischen Ideenlehre. Das dynamische Element bricht eigentlich erst durch in dem Kapitel «Gott». Dieses zweite Kapitel der Metaphysik Whiteheads befaßt sich mit der Aktualisierung der «ewigen Objekte» in der tatsächlichen Wirklichkeit. Und damit mit Gott. Denn Gott ist für Whitehead das «Prinzip des Konkretwerdens». — Konkretwerden heißt hier Wirklichwerden der durch die «ewigen Objekte» gegebenen Möglichkeiten.

Gott als Prinzip der Konkretion, als Prinzip des Werdens — dieser Gedanke führt in eine ganz andere Anschauungswelt als die bis dahin besprochene.

Ausdrücklich weist hier Whitehead auf Spinoza. Auch Schelling scheint nahe und die romantische Naturphilosophie. Auch der Neuplatonismus. Und selbstverständlich Bergson, von dem Whitehead wesentliche Impulse zur Entwicklung seiner organischen Philosophie empfing.

Hier ist auch der Punkt, wo der Rationalist ans Irrationale rührt. «Gott ist die letzte Begrenzung und Seine Existenz ist die letzte Irrationalität. Denn es kann kein Grund gerade für *die* Begrenzung gegeben sein, die zu setzen in seiner Natur liegt. Gott ist nicht konkret, aber er ist der Grund der konkreten Wirklichkeit. Für das Wesen Gottes kann keine vernunftgemäße Erklärung gegeben werden, weil dieses Wesen selbst die Grundlage aller Vernunftmäßigkeit ist.»

*

Das System Whiteheads ist so außerordentlich komplex und vielschichtig und steht in so innigem Bezug zu den höchsten Erzeugnissen abendländischer Kultur einerseits und zu den Erkenntnissen der modernen Wissenschaften andererseits, daß eine Auseinandersetzung mit diesem Denken eine ebenso umfassende wie fruchtbare Arbeit ist. Aber es ist keine leichte Arbeit; denn neben Analysen von einer leuchtenden Klarheit finden sich in Whiteheads Werk Sätze von eigentümlicher Dunkelheit. Man spürt, Wesentlichstes soll hier erfaßt werden — doch der Versuch ist nicht restlos geglückt. Aber Whitehead weiß um diese Schwierigkeiten. Er weiß, daß unklare Sätze auf einen zu wenig präzisen Gedanken zurückzuführen sind. Und dann ist Philosophie immer auch ein Problem der Sprache, des Wortes. Dieser Quell der Unklarheit: dem Wort, das eine grundlegend neue Erkenntnis noch nicht zu fassen vermag — hat er versucht, die Methode der algebraischen Logik entgegenzustellen. Aus diesem Ringen mit dem Ausdruck, der zu mathematischer Klarheit geläutert werden soll, ergibt sich diese eigentümliche Mischung abstraktester, an den Logistiker mahnender Formulierungen mit Sätzen, die so dunkel und beschwörend klingen wie vorsokratische Fragmente.

Ein so grundlegendes Werk wie «Wissenschaft und moderne Welt» in deutscher Sprache herauszugeben, ist zweifellos keine alltägliche verlegerische Leistung. Und man kann nur hoffen, daß diesem ersten Band weitere folgen werden, um so das Denken dieses großen englischen Metaphysikers auch bei uns fruchtbar werden zu lassen. — Gertrud Tschiedel und François Bondy haben das Werk mit großer Genauigkeit und Einfühlungsgabe übersetzt. Die Einleitung von Leopold Deuel bietet eine ganz vortreffliche Einführung in das Denken Whiteheads. In kurzen Zügen gibt sie ein außerordentlich klares und richtiges Bild von der Philosophie diesen englischen Metaphysikers.

Besondere Beachtung verdient auch das Nachwort des Herausgebers Walter Robert Corti. Indem er über den Inhalt von «Wissenschaft und moderne Welt» hinausgeht und Gedanken des weiterentwickelten Denkens Whiteheads, wie es sich in seinen spätern Werken spiegelt, vorwegnimmt, skizziert er ein Bild Whiteheads, das diesen in einen uralten abendländischen Problemkreis hineinsetzt: in den Problemkreis, der sich um den Begriff der Theogonie, der Lehre, daß das ursprüngliche Sein der Welt im Werden Gottes zu suchen sei, gebildet hat. Scotus Erigena, Jacob Böhme, Schelling, Hegel, Bergson, Samuel Alexander haben vor Whitehead diesen Gedanken ihrer metaphysischen Spekulationen zu Grunde gelegt. — Daß dieser Problemkreis aus dem Schoße exakten Erkennens erneut aktuell geworden ist, weist darauf hin, daß vielleicht gerade hier ein wesentlicher Ansatzpunkt zu einem fruchtbaren Philosophieren gefunden werden kann.

Charles Hummel

Meinecke zum 90. Geburtstag Wenn asiatische und antike Weisheit, aufgenommen in eine kleine Schrift von Jacob Grimm, das hohe Lob des rüstigen Greises in profunder Uebereinstimmung mit der Natur des Geistes begründete, so fehlte ihr doch die Erfahrung eines neunzigjährigen Patrioten, dessen geistesgeschichtliche Entwicklung entgegengesetzt zum Schicksal des Vaterlandes verläuft. Friedrich Meinecke, der am 30. Oktober in Berlin-Dahlem das seltene Geburtstagsfest beging, hat die deutsche Geschichte zum Inhalt seines Lebens gemacht und als Tragödie seines Volkes im wachsenden Widerspruch zu dessen verhängnisvoller Entwicklung gelebt. Als Kind nahm er Bismarcks Siege in sich auf, auf der Lebensmitte beglückte ihn die Macht des wilhelminischen Reiches, den Sechziger machte der Sturz der Monarchien zum konservativen Republikaner, im achten Jahrzehnt war ihm die Ehre zuteil, als suspekter Erscheinung vom regierenden Pöbel aus der Leitung der *Historischen Zeitschrift* verdrängt zu werden, im neunten Jahrzehnt übernahm er das Kampfamt eines Rektors der neugegründeten Berliner Freien Universität als Nestor der deutschen Geschichtswissenschaft, der auf dem Wege vom Preußen über den Reichsdeutschen, den Republikaner und den stillen Berater der Résistance eine deutsche Zukunft nur noch in Europa findet.

Die *Historische Zeitschrift*, die Meinecke von 1899 bis 1934 mit souveräner Kenntnis des wissenschaftlichen Schrifttums geleitet hat, widmet dem Gelehrten, dem Politiker, dem Menschen ein Sonderheft (Bd. 174, Nr. 2) im Umfang von fast 300 Seiten, das vom Bundespräsidenten *Theodor Heuß* eingeleitet wird und Beiträge der Weggenossen, Schüler und Geistesverbundenen zu einer eindrucksvollen Festschrift vereinigt. Im Gegensatz zu Festgaben verwandter Art, denen Berufsgenossen abseitige Beiträge aus dem eigenen Wirkungsgebiet zu Ehren des Gefeierten beisteuern, zeichnet sich dieses Heft durch den engen Bezug fast aller Studien zur Person und zum Werk Meineckes aus. *Walter Goetz* stellt Leben und Persönlichkeit dar. Die für Meinecke so bedeutsame Ambivalenz von Geschichte und Politik wird von *Walther Hofer* grundsätzlich behandelt. Meineckes Herkunft aus dem deutschen Idealismus liegt dem Aufsatz seines Schülers *Hajo Holborn* zugrunde, der an der Yale-Universität lehrt. Die Frage des Reichs, ein Zentralthema Meineckes, wird terminologisch von *Wilhelm Mommsen* untersucht. Da die Spannungen zwischen Realpolitik, Staatsraison und Staatsmoral Meinecke in der Weimarer Zeit zu seinem zweiten Hauptwerk führten, ist die Studie von *Siegfried A. Kaehler* über Realpolitik zur Zeit des Krimkriegs ein Beitrag auch zu dieser Frage. Was Alter bedeutet, wird an seiner Mitarbeit erlebt. Denn zu Kaehlers 65. Geburtstag brachten deutsche Historiker dem Göttinger Lehrer die an dieser Schwelle gebotene Festschrift, die der damals 87jährige Meinecke mit einem Gruß an seinen ehemaligen Freiburger Schüler eingeleitet hat.¹ — Abschließend gibt der Mitherausgeber der Zeitschrift, *Ludwig Dehio*, mit «Gedanken über die deutsche Sendung 1900—1918» eine geistig und politisch bedeutsame Analyse der deutschen Geschichtsschreibung in der Auseinandersetzung mit der Weltpolitik. Daß Meinecke und Dehio das deutsche Versagen in einem neuen Geschichtsgedanken zu verarbeiten suchen, könnte uns mit Hoffnungen auf das Zusammenwirken

¹ Schicksalswege deutscher Vergangenheit. Beiträge zur geschichtlichen Deutung der letzten hundertfünfzig Jahre. Herausgegeben von Walter Hubatsch, Droste-Verlag, Düsseldorf 1950.

von Geschichte und Politik erfüllen, das heißt auf eine Ueberwindung der im Leerraum des Idealismus stagnierenden Geschichtsschreibung. In diesem Sinne bedeutet Meineckes Werk ein Ende und ein Anfang, daher der große Einfluß eines Neunzigjährigen auf seine Zeit, den er selbst in dem erwähnten Vorwort zur Festschrift auf Kaehler mit der Bemerkung begründet hat: «Das hohe Alter muß heute vielfach für das, was sonst das mittlere Alter oder gar selbst die Jugend zu leisten hat, einspringen mit seinen geschwächten Kräften.» Der Wunsch, auf die Jugend und damit auf Deutschlands Zukunft einzuwirken, ist ein schönes Zeichen lebendigen Geistes, der nur vom Körperlichen her erschüttert werden kann.

Erschütterung ist das Kennzeichen für Meineckes Lebenswerk. Eine ursprünglich rein preußische Gesinnung wurde durch die Berufung nach Straßburg gleich mitten in das Problem der deutsch-französischen Spannungen gestellt. Nicht die Zwänge, die Berlin dem Reichsland auferlegte, aber ihre Auswirkung auf den Universitätsbetrieb durch einen Anschlag auf die Lehrfreiheit der Philosophischen Fakultät verleidete Meinecke das Amt und erleichterte ihm die Uebersiedlung nach Freiburg. Deutschland war, wie Walter Goetz sagt, an Stelle Preußens getreten. Der Sohn der Altmark lernte Süddeutschland kennen und wurde kleindeutscher Patriot. Das Bedürfnis zu eigener Entwicklung zeigte sich schon darin, daß auf ihn in Berlin Treitschke und Mommsen, selbst Dilthey nur geringe Wirkung ausgeübt hatten. Aber den Anschluß an das Reich und seine Aufgabe vermittelte ihm nicht die Wissenschaft, sondern die Politik. *Friedrich Naumann* wurde sein Erlebnis, es schmolz den konservativen Preußen zu einem National-liberalen um. Meinecke trat in das deutsche Kulturleben ein, wie es sich im Kunstwart, in der Jugendbewegung, in der neuen Malerei, in der Freien Volksbühne verkörperte; er kam nach Berlin und nahm an der Diskussion der Kriegspolitik in der von Hans Delbrück geschaffenen Deutschen Gesellschaft 1914 zusammen mit Naumann, Dernburg, Rathenau, Troeltsch lebhaften Anteil. Aber hier zeigte sich bereits der Fluch der Begrenzung, der der von Ranke nicht losgekommenen deutschen Historikerschule angehaftet hat. Sie dachte macht-, aber nicht weltpolitisch, oder vielmehr weltpolitisch nur in Imitation bisheriger Geschichte und bisheriger Erfolgsmöglichkeiten, vor allem der britischen. Daß Deutschland nur durch sorgfältige Trennung seiner Wege von den britischen einen Zusammenstoß vermeiden, sich aber auch gegen einen Angriff wappnen könne, hatte die bisherige Geschichte nicht gelehrt, und daher wußte es die im Bann der Geschichte stehende Politik der deutschen Historiker nicht. Sie verstanden es nicht, die Widersprüche «unserer liberalen Imperialisten» (Dehio) abzuschätzen. Vor allem war aber Deutschlands Appell an die Welt im Ersten und gar im Zweiten Weltkrieg aussichtslos, weil sich «die deutsche Ideologie nicht auf normative Ideen berufen konnte, wie einst die spanische dank der Gegenreformation, dann die französische dank der Revolution, jetzt die angelsächsische dank des freien insularen Menschentums, bald die russische dank dem Kommunismus. Deutschland verfügte über keinen vergleichbaren ostensiblen Missionsauftrag an die Menschheit schlechthin» (Dehio).

Tragische Unkenntnis der britischen Außenpolitik und ihres Willens zum «knock out» führte die Historikergeneration dieser Jahre in das Lager der Kühlmannschen Verständigungspolitik und ihrer Hoffnung, mit britischer Hilfe auf Kosten von Frankreich und Rußland einen «Hubertusbürger Frieden» zu erlangen. Aus der Katastrophe zog Meinecke die Folgerung, die Lebensfähigkeit des Uebereinkommens zu überprüfen und, wie er in seiner

Schrift *Gespräche mit einem Freunde* (1919) gesagt hat, «die wirklichen sich regenden Kräfte des Lebens zu verstehen». Meinecke ging nun, wie er wiederum selbst sagte, den Weg seines Buches *Weltbürgertum und Nationalstaat* in umgekehrter Richtung: vom gescheiterten Nationalstaat zu dem sich bildenden Weltbürgertum. Diese Wendung bedeutete die Wendung von *Ranke zu Burckhardt*, die eindrucksvoll in der *Historischen Zeitschrift* Meineckes Aufsatz 1919 «Nach der Revolution» ausgesprochen hat. Die Vision einer angelsächsischen Weltherrschaft, des europäischen Niedergangs der ehemaligen Großmächte zu reinen Kulturzentren, wie es einst die griechischen Poleis waren, deutet den Kulturpessimismus der Niederlage aus, die Burckhardts Stellung im weimarischen Deutschland begründete. Man sieht freilich auch, wie Meinecke sich von Vorbildern Inspirationen holte, stets bereit und fähig, Irrtümer preiszugeben und einen neuen Standort zu ertasten; an großen Konzeptionen, die nicht von der Universität kamen, ging er leider vorbei. Aber er überwand die politische Enge der Geschichte, und in seinem letzten Hauptwerk *Die Entstehung des Historismus* definiert er als dessen Ziel die Erkenntnis der Aufgaben, die jeder Generation von der Menschheitsgeschichte gestellt werden. Die politische Geschichte ist Geistesgeschichte geworden, die Synthese von Ranke, Burckhardt und Dilthey als zukünftige Aufgabe gestellt.

Die Synthese von Geschichte und Gegenwart, das von Goethe ausgedrückte Erlebnis «der Vergangenheit und Gegenwart in Eins» führt zur Bildung eines für Deutschland neuen «dynamischen Hinüberwirkens des geschichtlichen in das gegenwärtige Leben und umgekehrt» (Hofer). Der Mensch steht in einer unausweichlichen Geschichtlichkeit, daher auch in der Einheit von politischer und kultureller Leistung. Die Geschichte fragt die Gegenwart nach ihrem neuen Standort und versucht seine Definition. Alfred Weber, Jaspers, Meinecke sind neue deutsche Beispiele dieser Historikergesinnung. Mit ihnen schließt sich die deutsche Schule der Weltentwicklung an, für die man nur Croce, Toynbee, Ortega y Gasset, Huizinga, Berdjajew zu nennen braucht. Die Frage von Weltimperium oder Weltordnung, Welt hegemonie oder Weltgleichgewicht wird von der Geschichte aus gestellt, die damit die *Konzeption der Fünf Imperien* streift, offenbar ohne sie zu kennen, offenkundig ohne ihre großen Resultate auf eigene Faust selbst erarbeiten zu können.

Die Möglichkeit des Historikers, ein nach rückwärts gewandter Prophet zu sein, hat leider Meinecke in einer seiner letzten Publikationen, dem Aufsatz *Irrwege in unserer Geschichte?* im *Monat* (13), verfehlt. Zum letztenmal zeigt sich hier die Schranke zwischen geistiger Herkunft und ehrlichem Willen zu dauernder Erneuerung. Ob die von Meinecke genannten Irrtümer der deutschen Geschichte so oder anders zu deuten sind, haben in der anschließenden Diskussion des *Monat* (15, 16, 17) Fachgenossen des In- und Auslands besprochen. Nur der entscheidende Irrtum blieb (man muß schon sagen: natürlich) unwidersprochen. Meinecke stellt das heutige Deutschland vor die Alternative, europäisches Depressionsgebiet zu bleiben oder lebendiges Glied einer europäischen Föderation zu werden. Und er nennt diese Situation «geschichtlich völlig neu». So hat er also nicht die Dringlichkeit dieser Situation zwischen 1919 und 1932 erkannt oder auch nur erfahren, daß diese Alternative in gleicher Schärfe 1919 bestand und der Untergang des Deutschen Reiches 1933 die Folge dieser Verfehlung war. Die Frage von Machtpolitik und Militarismus, die gestellt zu haben ein Verdienst des Wandlungsfähigen war, verlor in der damaligen Situation ihre Bedeu-

tung neben der weit größeren, ob Politik bismarckisch bloß die Kunst des Möglichen ist, oder in Schicksalsstunden die Kunst, das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Diese Aufgabe hat Meinecke verkannt, das ist seine Grenze. Doch daß sein Werk die Ueberschreitung dieser Grenze der neuen Generation geistig möglich macht, ist nicht der mindeste Ruhm, den ein Leben redlichster Bemühung und Wahrhaftigkeit geerntet hat.

Zolas Wenige französische Zeitschriften haben sich bisher mit
Cinquantenaire Emile Zola anlässlich seines 50. Todestages auseinandergesetzt. Ist die produktive Beziehung zwischen seinem Werk und der Kritik abgebrochen oder abgeschlossen? Hat Zola der heutigen Literatur nichts mehr zu sagen oder sagt sie ohne ihn, was er als erster zu sehen und zu sagen den Mut hatte? Besteht zwischen uns und ihm keine Spannung, kein Geheimnis mehr, ist die Stoff- oder die Formenwelt seiner Romane in einem halben Jahrhundert zerfallen? Sind die Probleme, die Zola gestellt hat, gelöst und verarbeitet, so daß sein Werk nur noch einer primären Erlebnisschicht angehört, das heißt Volks- oder Jugendlektüre geworden ist?

Daß heute kein besonderer Anlaß, außer einem pietätvollen, besteht, Zola neu zu durchdenken, könnte man aus dem Schweigen der Zeitschriften schließen. Aber was bedeutet eine solche Pause überhaupt? Jedes schöpferische Werk lebt in der Beziehung zu den Menschen fort, die seiner bedürfen. Bedarf man eines Dichters heute nicht mehr, so ist nichts über seine Zukunft ausgesagt; andere Zeiten werden Fragen an ihn stellen, die wir noch nicht kennen. Heute wie seit 50 Jahren wirkt Zola im Ausland überall, wo er neuen Lesern geboten wird, als buchhändlerisches Ereignis. Als *Nana* vor zwei Jahren, lesen wir im *Figaro Littéraire* (336), in Amerika als Pocket book erschien, wurden zwei Millionen Exemplare verkauft. In den französischen Volksbibliotheken gehören Bände der Rougon-Macquart wie «La Bête humaine», «La Débâcle» zu den gelesensten des Bücherbestands. Nach dem Kriege haben Malraux, Sartre, Camus, Giono, Marcel Aymé Zola einige Jahre verdrängt. Er hat seinen alten Platz wieder eingenommen. Die fünfzigbändige Gesamtausgabe, die 70 000 fFr. kostet, ist leichter verkäuflich als der komplette Balzac. Als Manets «Nana» in der Ausstellung der Impressionisten deutscher Museen in der Orangerie gezeigt wurde, ging Zolas Roman wie Brot beim Bäcker, erzählt ein Buchhändler dem «Figaro Littéraire». Auch die drei Städte *Paris, Lourdes, Rome* haben nichts von ihrer Anziehungskraft verloren. Die Dreißigjährigen bilden den Stoßtrupp der neuen Zola-Leser; Ausländer suchen beim Pariser Buchhändler vor allem Zola.

Die Neigung, Zola auf Grund seiner Erfolge zu entwerten, ist nicht neu. Die Verachtung des Bestsellers wirkt auf die Kritik an Zola argumentativ mit ein. Und doch genießt Zola noch immer des Schutzes der anspruchsvollsten Franzosen. Sie werden auch in der Zola-Nummer der *Nouvelles Littéraires* (1309) von verschiedenen Autoren zitiert. An ihrer Spitze stehen Mallarmé, Gide, Paulhan, Roger Martin du Gard, Jules Romains, Sartre, Arland. Man wird keiner geringen Reihe in dem Huldigungsbuch *Hommage à Zola* begegnen, das Marc Bernard bei Fasquelle herausbringt. In seinen «Propos du jour» zitiert Paul Léautaud unter den zehn Romanen für eine Robinsoninsel den *Germinal* aus der Buchliste von Gide. Wir kennen Gide als ständigen Kommentator Zolas in seinem *Journal*. 1932 liest er «Germinal» zum dritten- und viertenmal und findet ihn bewundernswert wie eh und je.

Sein Lieblings-Zola, gleich nach «Germinal», ist 1932 und wieder 1935 *Pot-Bouille*, der überhaupt jetzt öfters als bester Zola zitiert wird. Da Gide in den dreißiger Jahren jeden Sommer einige Zola-Bände las, erneuerte sich sein Urteil im dauernden Kontakt mit dem Werk, «pour me convaincre à neuf que Zola mérite d'être placé très haut — en tant qu'artiste et sans aucun souci de tendance» (1.10.1934). Die Dialoge von «Pot-Bouille» findet er «d'une finesse de ton que l'on trouve bien rarement chez Balzac. Je tiens le discrédit actuel de Zola pour une monstrueuse injustice, qui ne fait pas grand honneur aux critiques littéraires d'aujourd'hui. Il n'est pas de romancier français plus personnel ni plus représentatif.» Mallarmés Lieblings-romane waren *La Conquête de Plassans* und *Nana*, wie überhaupt aus dem Gesamtwerk Zolas ungefähr zehn verschiedene Titel von verschiedenen Qualitätslesern an erster Stelle genannt werden.

Frankreichs Verhältnis zu Zola wird durch das Bewußtsein seiner Wirkung auf das Ausland mitbestimmt. Eine Weltliteratur in der Nachfolge Zolas ist entstanden, wie sie kein zweiter Romancier des 19. Jahrhunderts posthum hervorgebracht hat. Auf die Ausstrahlung Zolas in unserer Zeit wiesen mehrere Mitarbeiter der *Nouvelles Littéraires* hin. In der *Liberté de l'esprit* (34), die *Claude Mauriac* herausgibt, begnügt sich der Gedenkartikel von *Jacques Robichon*, durch die Aufzählung der Nachfolger die Weltwirkung Zolas festzustellen. Was spielen bewundernde oder skeptische Kritiken im Vergleich dazu für eine Rolle.

Die zweitrangige Literatur des Naturalismus und Populismus in Frankreich ist nicht die einzige Schule, die Zola hinterlassen hat. Zu seinen Ganz- oder Halbepigonen zählt man Charles-Louis Philippe, Carco, Dorgelès, Mac-Orlan, Plisnier. Zolas Einfluß erkennt man bei Turgenjew, Tschechow, Tolstoj, Gorki; in Deutschland bei Hauptmann und Heinrich Mann; in Amerika bei Dreiser, Caldwell, Steinbeck, Lewis, Dos Passos, Liam O'Flaherty. Oder, wie Jean Dutourd dazwischen ruft: «Ich gebe hundert Steinbecks, zweihundert Caldwells, tausend Sinclair Lewis und zwei bis drei Dos Passos für einen Zola.»

Die Umfrage der *Nouvelles Littéraires* über die Beziehung der Jugend zu Zola ist undurchsichtig. Man kann aus den Antworten schließen, daß das Wesentliche Zolas mit solcher Kraft in der heutigen Generation fortwirkt, daß sie auch, ohne ihn zu lesen, unter dem anonymen Einfluß der von ihm geschaffenen Gesellschaft steht. Wo immer eine Kollektivität der Familie, der Fabrik, der Jugend, des Schützengrabens, der Revolution, der Weltverbesserer auftritt, ist Zola mitten unter ihnen. *Maurice Druon*, Prix Goncourt von 1948, sagt bezeichnend, Zola ist ein Vorläufer, den man erst nachträglich entdeckt. Daher hat die Kritik viele Autoren der neuen Generation mit Zola verknüpft, die nachträglich erklären, ihn nie gelesen zu haben. *Maria Le Hardouin*, Prix Fémina 1949, glaubt, daß auf dem Umweg über Faulkner, Dreiser, Caldwell Zola in Camus nach Frankreich zurückgekehrt ist. Daß in den Händen seiner Schüler, Nachfolger, Nachahmer die großen Zola-Themen platt und maniert werden, veranlaßt *Robert Merle*, Prix Goncourt 1949, seine alte Bewunderung zu erneuern.

Was trennt aber Zola von der neuen Generation? Sein Fortschritts- und Wissenschaftsglaube, das Pathos des Radikalsozialismus, die Schwerfälligkeit seiner Mängel. Zolas Fehler, schreibt Jules Romains in den *Nouvelles Littéraires*, haben weder den Charme noch das Pittoreske der Mängel anderer Autoren. Er geht falsche Wege fanatisch bis ans Ende. Er vertrotzt sich in seinen Irrtümern. Sein Glaube an die logistische Wahrheit wird durch

keine ironische Beziehung zu seinen Dogmen aufgelockert. Er ist Vorkämpfer einer objektiven Wahrheit, und doch ein heimlicher Romantiker. Diese Doppelnatur von wissenschaftlicher These und Mythologie, Fatalität, Absurdität gehört zu den Reizen, die er heute dem psychologischen Leser bietet. Seine Tendenz, sein Determinismus, seine Pseudowissenschaftlichkeit, seine planmäßige Arbeit nach dem Gesetz *nulla dies sine linea* ohne Rücksicht auf den schöpferischen Augenblick lasten auf seinem Werke. Aber was es dennoch an Atmosphäre, Menschlichkeit, Dialogkunst, Realität enthält, überrascht neue Leser, für die Zola bloß eine Klassifikation war und die ihn in absehbarer Zeit wiederentdecken werden.

Einig ist man in der Rangordnung, zu der Zola gehört: zu den großen Fünf. Mit Stendhal, Balzac, Flaubert, Proust ist er der Schöpfer des französischen Romans im 19. Jahrhundert. Sein zyklischer Roman hat Schule gemacht. Ohne Zola weder die «Thibault», die «Hommes de bonne volonté», die «Pasquier» noch die «Recherche du Temps perdu». Jacques Robichon verfolgt den Einfluß von Zola bei Sartre, Céline, Giono. Aber vor allem ist Zola für eine gewaltige Leserschaft im Ausland der große Franzose geblieben.

Die merkwürdige Predilektion des Auslands für Zola, über die *Fritz Ernst* in der *Neuen Zürcher Zeitung* kluge Bemerkungen machte, liegt vor allem am Stofflichen. In Zola erlebten wir die Dämonie der Großstadt, die fleischliche Fülle des französischen Lebens, die Dynamik der Geschichte, die hinreißende Verbundenheit eines großen Schriftstellers mit den Problemen der verschiedensten Bevölkerungsschichten. Auch heutige Franzosen bekennen, daß sie durch Zolas Gervaise, die Frau des Arbeiters, das Proletariat lieben lernten. Und als wir *Oeuvre* lasen — war da nicht alles gesagt, was sich junge Künstler damals und immer gedacht haben? Wie viele Schichten der Menschheit erkennen sich in Zola wieder; wie weit wurde der Horizont des Romans durch die Arbeiter und Bauern, die Zola als Klassenphänomene erfaßt und doch in Einzelpersonen individualisiert hat. Wenn er die Liebe in Augenblicken der Häßlichkeit ertappt, wie Degas seine Frauen in peniblen Situationen, so liegt doch hinter dem Beschämenden der Glanz eines reinen Lebens, das sein soll und das wiederzuerlangen unsere Aufgabe ist. Ein Strom von Aktivitäten zieht den Leser in das Leben dieser Werke hinein, deren Religion die Arbeit ist. Man gehört dazu oder möchte dazu gehören. Der Wille zum Kolossalen scheitert nicht an dem Gebirge der Dokumente, die in die Darstellung hineingearbeitet sind. Und wenn die Materie einmal staubig wirkt, so bricht plötzlich mit einem Wort die große Idee hindurch, um derentwillen der mächtige Zyklus geschaffen und bis zum letzten Bande durchgehalten wurde; der Glaube, daß es einmal sozial besser werden wird. Daß wir heute die gesellschaftliche Welt als ein Ganzes sehen, das von einer inwendigen Kraft bewegt wird, die gewiß weder das Milieu noch die biologische Erbschaft allein sind, verdanken wir Zola. Wo immer ein Romancier eine geschichtliche Phase als Epos von einem Standort aus konzipiert, steht er in Dankesschuld zu den Rougon-Maquart.

Kurze Chronik In der Schweiz dürfte die große belgische Monatsschrift *Synthèse* wenig bekannt sein. Sie erscheint als Monatsschrift im Umfang von rund 150 Seiten auf sehr gutem Papier im 7. Jahrgang. Auf den Umschlagseiten werden über 300 Mitarbeiter verzeichnet. Man liest belgische, französische, englische, schweizerische, deutsche Namen, deren Varietät auf den Titel der Zeitschrift hinweist. Ihr jedem Heft vorgedrucktes Programm enthält unter anderm folgenden Absatz: «L'Humanité ne pourra

indéfinitivement échapper à l'impératif de son unité. Et celle-ci ne peut se concevoir que comme *la synthèse* de multiples apports des peuples les plus divers.» Auch Beiträge, die nicht dem Geist der Zeitschrift entsprechen, werden um der Möglichkeit der Synthese willen veröffentlicht. Die Editorials stammen vom Direktor der Zeitschrift, *Maurice Lambilliotte*, der in Heft 77 mit Weitsicht die komplexen Probleme einer eurafrikanischen Wirtschaft, ihrer Abhängigkeit von den USA und vom Commonwealth behandelt. — Die führende germanistische Zeitschrift *Euphorien* ist nach verschiedenen Zwischenphasen in den Heidelberger Universitätsverlag Carl Winter übergegangen, der ihr Erscheinen fortan sichert. Als Herausgeber zeichnet jetzt *Hans Pyritz* allein. Das Zusammenwirken und Ineinandergreifen verschiedener Wissenschaften führt im neuen Heft (XLVI, 1) dazu, daß der Slavist Dietrich Gerhardt Lavaters geheimes Tagebuch erschließt, der Indologe F. Otto Schrader Goethes «Selige Sehnsucht» neu deutet — der Parallelismus von Falter und Seele geht durch alle Strophen — als Sturz der Seele in die Geburt; ein Orientalist und ein Kunsthistoriker interpretieren Droste und Mörike. Für die nächsten Hefte sind Kontroversen angekündigt.

Felix Stössinger

IN ITALIENISCHEN ZEITSCHRIFTEN BLÄTTERND

Leonardo und Savonarola Unser bestürzend aufgeklärtes Jahrhundert hat eine merkwürdige Leidenschaft für Jubiläen, zeigt also damit, daß es dem Zwang uralter Zahlenmagie hörig ist. Was gäbe es sonst für zureichende Gründe, große Männer immer dann umständlich zu feiern oder der Vergessenheit zu entreißen, wenn sie 50 oder 100 oder 500 Jahre alt geworden sind? Heuer ist die Reihe an Leonardo da Vinci und an Girolamo Savonarola, die beide vor genau einem halben Jahrtausend im September geboren worden sind, in Luftlinie rund hundert italienische Meilen voneinander. Was bedeutet das? Ist das ein mehr als zufälliges Band? Nach der etwas in Vergessenheit geratenen Generationenlehre des verstorbenen Wölfflin-Schülers Pinder ganz zweifellos. Aber solche Gesichtspunkte schmecken stark nach Kollektivismus und Blubo-Idealen, tun dem Geheimnis der menschlichen Seele Gewalt an, lästern ihre Einzigartigkeit. Ist in diesem Sinne nicht die ganze Kunstgeschichte, die ganze Geistesgeschichte, wenn sie die Dinge und die Geister ihrer Einzigartigkeit entreißen und zusammensehen will, ein vergebliches und zugleich lästerliches Beginnen? Giovanni Papini hat in der «Nuova Antologia» (Heft 1822; sie steht ja im 87. Jahrgang!) die beiden gewaltigen, uns körperlich und noch mehr geistig unendlich entrückten Jubilare miteinander verglichen, tat es auf die ihm gemäße klassisch einfache, stets einfallsreiche und — ich möchte sagen — fromme Weise, auf eine Weise, die von allem geistreichen Gerede abendländischer Essayschreiber über jenen Genius aus Vinci und jenen Dominikaner aus Ferrara befreiend absticht. Mehr als bloß gleichnishaft unterscheiden sie sich für Papini wie Feuer und Wasser. Leonardo liebte «das Wasser der leuchtenden Meere, der ruhigen Seen, der reißenden Flüsse, der lichten Bergbäche, der fügsamen Kanäle». Man weiß ja von seinen immensen hydraulischen Arbeiten, die ihn als «Wahren Herrn der Gewässer» kennzeichneten, man kennt (oder glaubt zu erkennen) seinen wie Wasser beweglichen, durchsichtigen und doch geheimnisvollen Geist. Baudelaire habe nicht geirrt, als er ihn «miroir profond et sombre» nannte. Savonarola aber war «der Prophet des ewigen Feuers und

des irdischen Feuers» (durch das er als Gebieter von Florenz irdische Kunst und irdischen Tand verzehren ließ), und «gerade im Feuer endete er». Savonarola war nicht durchaus kunstfeindlich, wie man wohl meint, aber kunstfremd durch seinen Doktrinarismus. Obwohl er sich in religiösen Gedichten versuchte, begriff er die Poesie nicht, die Papini (wofür allein man ihn schon lieben muß) die göttlichste der Künste nennt. Gewiß, das Bemühen aller beider galt nicht in erster Linie der Kunst. Aber Leonardo war doch auch als Forscher, Erfinder und Naturphilosoph von Grund aus so Künstler, wie er es in seinen wenigen, aber geradezu überirdisch vollkommenen Bildern gewesen ist. Jedoch die Kunst im engeren Sinn genügte ihm nicht, sie war ihm nicht «Idol und Herrscherin» wie dem 23 Jahre später geborenen Michelangelo. Savonarola hingegen war zu sehr Fanatiker, um überhaupt Künstler sein zu können. Papini rückt die beiden ganz unbefangenen achthundert Jahre auseinander, empfindet sie kaum mehr als Kinder ihrer Zeit, und stellt sich vor, daß Savonarolas Prophetenwesen, seine Geißelung kirchlicher Korruption so geartet sind, als sei er 1052 geboren, anstatt 1452, während Leonardo um 1852 gerade in die ihm gemäße Zeit der Entdeckungen und Erfindungen geraten sein würde. Es ist auch seltsam, daß der Asket Savonarola sich in die Strudel der Politik warf, die ihn denn auch verschlangen, während Leonardo, der Hofmann, das heiter-melancholische Weltkind, kaum ein Achselzucken für die Politik übrig hatte, obwohl ihn ein geheimer politischer Auftrag wahrscheinlich einmal (1495) mit Savonarola zusammenbrachte. Leonardo, der Schriftsteller, hat einmal einen phantastischen Roman von einem neuen Prediger und Propheten, der den Untergang der Stadt wollte und herbeiführte, schreiben wollen. Das ihm vorschwebende Modell war sicherlich der Dominikanerprior, der Florenz durch Terror und Zerknirschung bekehren wollte. Eines aber hatten sie gemeinsam: sie starben demütig und reuig als vorbildliche Christen. Daß aber die moderne Welt mehr zur Nachfolge Leonardos als Savonarolas neigt, darin erblickt der Christ Papini die Tragödie unserer Zeit. Muß man ihm darin nicht, wenn immer widerwillig, recht geben?

Shakespeares Historien Im gleichen Heft gibt Gabriel Baldini eine schöne und verhältnismäßig gründliche Einführung in den sprödesten Teil von Shakespeares theatralischem Schaffen: die Königsdramen. Eine solche Bemühung ist um so wichtiger, als Shakespeare in Italien fast stiefmütterlich behandelt wird. Vielleicht ist es unmöglich, seine Sprache und Form der italienischen Sprache aufzuzwingen, und es gibt auch bis heute wohl kaum eine zu rühmende italienische Uebersetzung der Shakespearischen Stücke. Baldini kommt übrigens, im Gegensatz zu vielen Kritikern, zu dem guten Ergebnis, daß die mangelnde Stellungnahme des Dichters zu den politischen und sozialen Gegebenheiten in seinen Historien keineswegs Enge oder Kompromiß, sondern seine Vorurteilslosigkeit, seine Freiheit, seine zugleich tolerante und leidenschaftliche innere Erhabenheit über diesen menschlich-allzumenschlichen Dingen beweist.

Italien, von Italienern gesehen Es ist etwas sonderbar, daß wir immer wieder die Neigung haben, Italien mit den Augen nichtitalienischer Schriftsteller (und Künstler) anzusehen. Zu diesem Zweck lesen wir — bezaubernde — alte Bücher von Montaigne, De Brosses, Goethe, Stendhal, Taine, in Gottesnamen auch Gregorovius, Bourget, Zola, Suarès und Monnier, um uns Italien und seine Landschaft zu vergegenwärtigen.

Aber wie die Italiener selbst ihr Land sehen, das interessiert uns wenig, selbst wenn uns gewisse Stellen bei Manzoni plötzlich ans Herz gegriffen haben; selbst wenn wir uns erinnern, in unserer Jugend gewisse Sätze bei D'Annunzio, besonders in «Piacere» und «Fuoco» gelesen zu haben, die uns damals entzückt hatten, obwohl wir inzwischen gelernt haben, daß diese Dinge eigentlich komisch sind. Vielleicht sind sie doch nicht gar so komisch. Carlo Bò regt in einer Besprechung des letzten Buches von Riccardo Bacchelli, der unseres Erachtens der bedeutendste heutige Romancier Italiens ist und bleibt, eine Anthologie italienischer Landschaftsbeschreibungen von Italienern an (La Fiera Letteraria 43). Wahrlich kein schlechter Gedanke. Bò gerät darauf in Entzücken an den Landschaftsschilderungen Bacchellis, obwohl ihm dessen letztes Buch «Italia per terra e per mare» (Rizzoli), eine Sammlung von Reiseskizzen, nicht einmal übermäßig gefällt. Carlo Bò sagt nicht ohne Begründung, daß alle Landschaft bei dem Bacchelli des «Mulino del Po» und des «Diavolo al Pontelungo» in einer Identität mit der erzählerischen Erfindung sich befindet, während die Landschaften in diesem Essaybuch gewissermaßen abschweifend und selbstgefällig geschildert werden. Es fehlt ihnen das heilsame Gegengewicht der Erzählungssubstanz. Sei dem, wie ihm wolle, in einem Landschaftsbuch italienischer Schilderer darf Bacchelli nicht fehlen, versteht sich, neben Pirandello, Comisso, Barilli, Cardarelli, Verga, D'Annunzio und vielen älteren und alten. Ein schönes Buch wäre das, auch in Deutsch zu lesen.

Paragone Unter diesem vieldeutigen, etwas geheimnisvoll anmutenden Titel griechischen Ursprungs gibt Roberto Longhi, der Kunstgelehrte, bei Sansoni in Florenz eine geistig sehr ansprechende Monatsschrift heraus. «Paragone» bedeutet ja Vergleich, auch Erfahrung, Beispiel, Probe, in erster Linie aber jenen Probestein aus schwarzem Chalzedon, an dem man das Gold auf seinen Gehalt prüft. Diese Zeitschrift hat, abgesehen von ihren gut geschriebenen und auf anständiges Papier ordentlich gedruckten (im Süden leider lange nicht immer selbstverständlich!) Beiträge, zwei Hauptreize: sie ist gar nicht aktuell, aber gerade durch ihre Ruhe über der Tageshast un- gemein anziehend, und sie bietet eine originelle Abwechslung, indem sie im einen Monat, olivgrün gewandet, sich mit Literatur, im anderen Monat, orangefarbig eingehüllt, mit Kunst befaßt. Feingebildete, kluge, erfahrene Gelehrte und Dichter legen uns in diesen hübschen Heften die langsam und aufmerksam zu lesenden Ergebnisse ihres Denkens, Fühlens und Prüfens vor. Wir werden über die Arcadia, über Guicciardini, über Burckhardts Cicerone, über Masaccio, über die Malavoglia von Verga und andere kostbare Inhalte von Cecchi, Longhi, Toesca und anderen Autoren belehrt und unterhalten, begegnen auch wohl einer Dichtung von Ungaretti oder sonst einer aparten Geschichte. Ein bißchen links schlägt das Herz dieser Hefte wohl auch, wie mehr oder weniger überall im intellektuellen Italien, aber alles andere als gefährlich radikal. Ich sagte ja schon, wieviel Ruhe diese Zeitschrift ausströmt, und ich hoffe, mitunter in Einzelheiten auf sie zurückzukommen. Daß sich solche Unternehmungen behaupten können, ist ein gutes Zeichen für den Süden, wo man otium cum dignitate schon immer zu schätzen wußte.

Ausstellung ohne konkreten Inhalt Neapel hat jetzt wieder seine Ausstellung, die das faschistische Regime seinerzeit ins Leben gerufen hat, aber nach sechs Wochen Leben wegen des vom gleichen Regime entfesselten Krieges hatte schließen müssen. Damals war es eine Art Kolonialausstellung gewesen, zur Verherrlichung des frischgebackenen italienischen

Imperiums. Das Gute dabei war, daß man ein richtiges Elends- und Scherbenviertel, das berüchtigte Fuorigrotta, in eine saubere Stätte der Ruhe und des Genusses umzuwandeln suchte. Aber dann kam neuerdings die Verwahrlosung, und schlimmer denn zuvor. Es war schade um jenes «Bonifikationswerk», und man hat sich inzwischen darauf besonnen, es wiederherzustellen, was immerhin 1600 italienische Millionen kostete. Ueber alle diese Dinge äußert sich Giovanni Ansaldo in der stets stolz und heftig bebilderten «Illustrazione Italiana» (9). Die Ausstellung nennt sich «Mostra di Oltremare e del Lavoro Italiano nel mondo». Dies liest sich schon beinahe wie eine Fanfare von D'Annunzio. In den imposanten Pavillons tummeln sich die schrecklichen Siegelworte (INAM, OMPI, ENPOEP usw.), dem gewöhnlichen Sterblichen völlig unverständlich, die Photomontagen und die nach moskowitzischen Belehrungen schmeckenden Tabellen. («Da wendet sich der Gast mit Grausen...») Aber es gibt allerhand Vergnügungen und Rummelplatzspäße, es gibt Wettbewerbe für neue neapolitanische Canzoni, es gibt intellektuelles Marionettentheater, es gibt den Ansatz zu einem subtropischen Park und einem Tiergarten, einer Art Hagenbeck des Südens, der auch Verkäufe tätigt. Denn Neapel will mit diesem ganzen Unternehmen, das ständig stattlicher ausgebaut werden soll, vor allem Geld verdienen und hofft, auch einen echten Ruhe- und Erholungsort damit zu gewinnen; denn die Stadt ist in entsetzlichster Weise mit Häusern und Menschen vollgestopft. In dieser Hinsicht also darf man die Ausstellung, obwohl man nicht recht weiß, was darin ist, als ein Kultur- oder wenigstens Zivilisationsunternehmen freundlich begrüßen.

Der Weg der italienischen Presse Obwohl die liberale Partei in Italien winzig ist, wirkt sie doch stark auf die Bildung der öffentlichen Meinung ein und bildet auch parlamentarisch eine Art Zünglein an der Waage im peinlichen Spiel zwischen der democristianischen Regierungspartei und ihrer moskowitzischen, von Togliatti und Nenni geführten Opposition. Man kann ja geradezu sagen, daß die meisten Italiener parteilos sind und ihre Sympathien und Wahlentscheidungen trotz allen hitzigen Debatten stillen und kühlen persönlichen Berechnungen unterstellen. Darum ist es auch so, daß die meistgelesenen Blätter einen liberalen und unabhängigen Grundton festhalten. In der Meraner Wochenzeitung «Der Standpunkt» (40) (der Titel klingt hart und eckig, aber bemüht sich, eben diesen Standpunkt in einer einigermaßen als europäisch zu empfindenen Gesinnung festzulegen) gibt Herbert Frenzel die nicht übel gefaßte Kurzgeschichte der großen italienischen Zeitungen seit ihrer Vorformung in dem, was der Verfasser «Die Schule von Bologna» nennt, seinerzeit verkörpert in der Zeitung mit dem komischen Namen «Il Resto del Carlino», wo Risorgimento-Luft wehte und Geister wie De Meis, Amendola, Minghetti, Quintino Sella, dazu vor allem Carducci, Pascoli und Croce einwirkten. Auch der neuerdings wieder vielgenannte, 1909 gestorbene Politiker und Redner Alfredo Oriani gehörte dazu. Wenn man auch Herrn Frenzel darin nicht ganz beipflichten kann, daß die faschistische Periode jene gute Tradition zwar verdunkelte und trübte, aber nicht zum Verschwinden brachte — denn sie tat es lange Zeit eben doch —, so ist nicht zu leugnen, daß jene mediterrane Helligkeit in gewissen Zeitungen, vor allem natürlich im Mailänder («Nuovo») «Corriere della Sera» wieder so ziemlich da ist. Blätter seiner Art vermeiden die schreiende Aufmachung der Nachrichten und sind oft erstaunlich gut geschrieben, gerade in den Leitartikeln, in denen man niemals dem meistens erbärmlichen sprachlichen und geistigen Niveau in gar nicht kleinen Zeitungen Deutschlands und

Oesterreichs begegnet, ganz abgesehen davon, daß die «terza pagina», nämlich das gemeinhin die dritte Seite einnehmende Feuilleton, oft ausgezeichnet ist und einen in gutem Sinne akademischen Einschlag hat. Man denkt nämlich an Akademie im Sinne Platons, also an reine, unabhängige, stumpfer Fachbildung entrückte Geisteshaltung. Bei dieser Gelegenheit dürfte der Hinweis nicht uninteressant sein, daß Benedetto Croce, der doch wie eine Art Zensor des geistigen Lebens in Italien empfunden wird, sich nie von sich aus akademische Titel erworben hat. Nachdem er einige Semester die Rechte studiert hatte, wendete er sich seiner philosophischen und ästhetischen Tätigkeit zu, ohne — man denke! — die «laurea», also den Doktor, gemacht zu haben.

Rolf Schott